

Eine flüchtige Bekanntschaft

Autor(en): **Borchert, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **19 (1911)**

Heft 21

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-547022>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zu was der Tabakrauch gut ist.

Herr H. bernischer Krankenwärter, der sich in seiner freien Zeit verdankenswerterweise gerne mit der historischen Entwicklung der Krankenpflege beschäftigt und dessen in unserer Zeitschrift jüngst erschienenen Aufsätze über „Vorläufer des heutigen Samariterwesens“ unsere Leser gewiß mit Interesse verfolgt haben, erwähnt über die frühere Anwendung des Tabaks folgendes:

Tabakrauch und Tabakabsudklystiere wurden namentlich Ende des 18. und anfangs des 19. Jahrhunderts bei den Verunglückten, (Ertrunkenen, Ersticken, Scheintoten usw.) massenhaft, wenn nicht ausschließlich angewendet. „Keils chirurgisches Handbüchlein“ von 1751 illustriert uns diese Apparate und ihre Applikation im zweiten Teil seines Büchleins. Es waren lange Gummischläuche mit Holzansätzen an beiden Enden, der Leibansatz ringsum durchlöchert. Im Notfall half man sich aber auch mit zwei einfachen Tabakspfeifen. Das Rohr einer Pfeife schob man dem Verunglückten in den After, die andere Pfeife nahm der Hülfebringende in den Mund und während beide Pfeifenköpfe aufeinander zu liegen kamen, blies der letztere vom Tabakrauch so viel er konnte in den Mastdarm hinein. Tissot erzählt von einer ertrunkenen Frau, die er auf diese Weise wieder zum Leben zurückgebracht haben wollte. Zuerst hörte man, so heißt es, „ein Wimmeln oder

Kumpeln im Leib und dann kam sie wieder zu sich“. Weniger zuversichtlich klingt die Empfehlung der Tabaksklystiere der „Kurzen Anleitung“ vom Sanatätskollegium St. Gallen vom Jahr 1804; es steht da:

„Man hat in neuern Zeiten eine sehr zweideutige Meinung von der Wirkung der Tabakrauch- und Tabakabsudklystiere; wir wagen um so weniger dieselben nicht ganz zu verworfen, weil noch sehr große Autoritäten ihnen das Wort sprechen, und alle die wichtigen Erfahrungen von der Nützlichkeit derselben nicht bestritten werden können. Indessen glauben wir a priori behaupten zu dürfen, daß die Anwendung derselben, beim Scheintode der Kinder, und bei dem vom Kohlendampf ersticken, oder von betäubenden Giften Totscheinenden, mehr schaden als nützen werden“. Dreißig Jahre später finden wir sie absolut verworfen und geradezu als tödlich bezeichnet. (Siehe Staatsarzneikunde von G. F. Mozt 1838).

(Wir haben es übrigens noch Ende der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts gesehen, wie ein sehr gewiegter Landwirt den geblähten Kühen so lange Tabakrauch mittelst eines langen Pfeifenrohres in den Darm blies, bis die gewünschte Wirkung den tapfern Tabakrauchbläser zwang, samt Pfeife und Rohr geschickt einen plötzlichen Seitensprung zu nehmen. Die Red.)

Eine flüchtige Bekanntschaft.

Lazarett-Episode aus den Kämpfen der Amerikaner auf den Philippinen.

Dem Englischen nacherzählt von W. Borchert. (Aus „Das Deutsche Rote Kreuz“.)

(Schluß.)

Stabsarzt Long machte ein besorgtes Gesicht, als er den neuen Ankömmling am nächsten Morgen untersuchte.

Vor allen Dingen können wir Sie nicht in diesem hellen Zelt lassen, mein Freund;

für eine Weile müssen sie unbedingt in einen dunklen Raum, und das ohne Verzug.

Er ging hinüber zum Geschäftsraum, wo die Schwester mit dem bereits reisefertigen Watson plauderte. Dieser hörte, wie der Arzt

der Schwester klagte: „Jetzt sitzen wir fest; wir haben im ganzen Lazarett keinen völlig dunklen Raum für den neuen Augenfall. Jede Ecke ist belegt.“

„Kann man denn draußen keinen solchen schaffen?“, fragte Miß Howard.

„Ich habe schon alles mögliche versucht — es ist nicht möglich. Mit unserer Zeltleinwand ist so etwas nicht herzustellen und anderes Material haben wir nicht.“ Sein Blick schweifte durch das Zelt und blieb auf Bennet haften. „Und doch: es muß unbedingt Rat geschafft werden oder der junge Mann ist in drei Tagen stockblind!“

Watson hatte bisher regungslos zugehört. Bei den letzten Worten des Sanitätsoffiziers richtete er sich mühsam hoch. „Das kann doch nicht sein — Herr Doktor — nein — das darf nicht sein.“

Er wendete den Blick, der bislang starr auf dem staubigen Weg vor dem Zelteingang und dem flimmernden Sonnenbrand darüber geruht hatte, langsam, automatenhaft zu Dr. Long und sprach heiser, wie mit trockenem Gaumen:

„Ich dachte eben — hm — ich glaube — ich — ich könnte noch warten. Auf dem Schiffe da wird man ja wohl dunkle Räume haben — und da ist es wohl das Beste: Bennet fährt an meiner Stelle. Mit mir hat's ja keine Gefahr. Wenn er hier bleibt, geht ihm „die Lampe aus“, wie man bei mir zu Hause sagt, wenn einer blind wird.“

„Das wollten Sie? —“ rief der Arzt.

„Nein“, — fiel die Schwester ein, „nein, das geht nicht an, auch Sie müssen bald heim, sonst ...“

„Ach“, lächelte Watson verlegen, „jetzt kommt mir's auf ein Weilchen auch nicht mehr an und ins Gras beißen werde ich ja auch nicht gleich. — Aber, Herr Stabsarzt, sagen Sie uns Himmelswillen dem Bennet nichts von dem Tausch, Sie bekommen ihn

sonst nicht auf den Wagen; sagen Sie doch, er käme in ein anderes Hospital in seine Dunkelkammer.“

Eine halbe Stunde später fuhr der Ambulanzkarren vor, der die drei Heimreisenden zum Hospitalschiff bringen sollte. Die bisherigen Inhaber der Betten Nr. 1 und 40 wurden in den Wagen gehoben. Bennet tappte am Arm des Arztes zuletzt zum Wageneintritt. Am Zelteingang blieb er stehen und fragte: „Wo ist Watson?“

„Hier“, rief dieser, der der Abfahrt zusehen wollte und nun des Augenkranken Hand ergriff.

Bennet drückte ihm die seine erfreut und rief: „Weißt Du's schon, Kamerad, ich werde jetzt in ein anderes Lazarett gefahren zu dem berühmten dunklen Raum. Du Glücklicher fährst ja nun auch gleich zum Schiff und dann heim. Laß Dir's da gut gehen, denk' und schreib' auch mal an mich, der ich wohl noch eine ganze Weile der Heimat fernbleiben muß. Und werde unterwegs nicht seekrank.“

„Ach, lieber Freund“, presste Watson heraus, „davor bin ich jetzt sicher — leb' wohl!“

Der Zurückgebliebene sah dem Gefährt nach, bis es hinter einem Hügel verschwand. „Armer kleiner Freund“, murmelte er, „hoffentlich war das nicht umsonst.“

Die Schwester nickte und suchte ihre Bewegung durch eifriges Hantieren am Verbandschrank zu verbergen.

Eine Stunde verging. Watson saß noch im Schatten vor dem Zelteingang, in Sinnen versunken. Da kam plötzlich in vollem Galopp der Ambulanzkarren zurück. Schon vor dem Halten sprang Dr. Long, der den Transport begleitet hatte, um auf dem Schiffe einen Kollegen zu besuchen, hinunter.

„Watson“, rief er, „holen Sie schnell Ihre Sachen; denken Sie, da ist eben noch ein Platz auf dem Schiffe frei geworden — und der soll für Sie sein!“

